

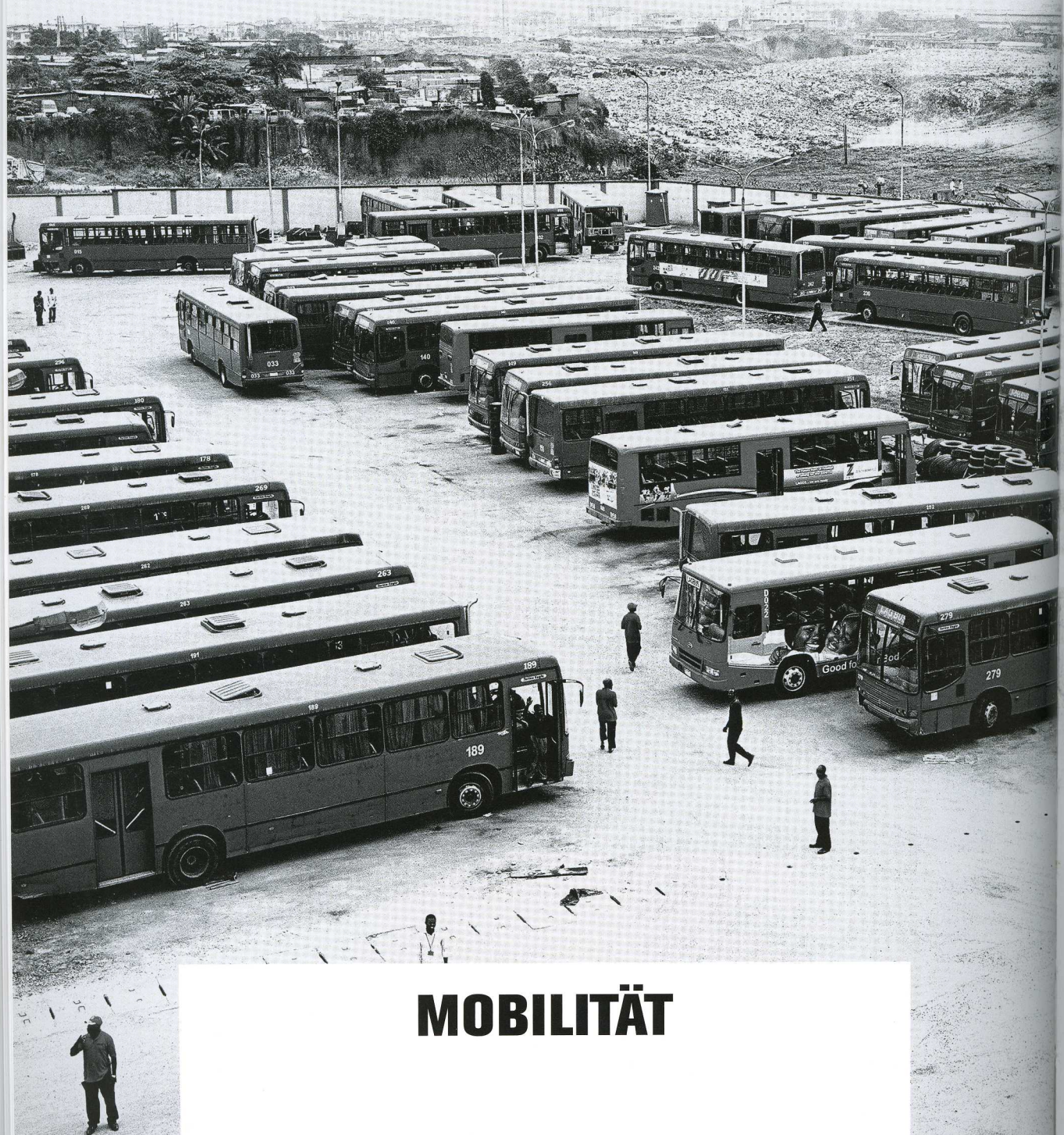
DEUTSCHES HYGIENE-MUSEUM

EIN LESEBUCH

DAS NEUE DEUTSCHLAND

VON MIGRATION UND VIelfALT

konstanz | university press



MOBILITÄT

MOBILITÄT ANKOMMEN

Franziska Becker * Stuttgart 1962

Hat zur Einwanderung russischer Juden nach Deutschland promoviert. Von 1992 bis 2006 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin und an der Philipps-Universität Marburg. Seit 2007 ist sie als Ethnologin und Mediatorin selbstständig tätig.

Emotional aufgeladenes Sprachbild, mit dem einerseits das Erreichen einer identitären Stabilität nach einer mitunter krisenhaft empfundenen Migration und andererseits politisierte Integrationsaufforderungen zum Ausdruck gebracht werden.

Ist Ankommen mit Mobilität verknüpft, so bedeutet dies in buchstäblichem Sinne zunächst nicht viel mehr, als an einem Ort einzutreffen oder ein Ziel zu erreichen. Wer angekommen ist, ist am Ende einer Reise angelangt, hat eine Bewegung von A nach B vollendet. Zugleich ist ›Ankommen‹ eine besonders eingängige, ja mitunter klischeehaft anmutende Weg- und Reismetapher. Gerade im Zusammenhang mit Immigration begegnet uns ›Ankommen‹ dabei als ein vermeintlich bedeutungsklares Sprachbild, ob in Alltagsdiskursen, Medienrepräsentationen oder politischer Rhetorik. Wie wir unten sehen werden, verwenden Immigranten das Wort ›Ankommen‹ aber auch selbst, um den Prozess und das angestrebte Ziel ihrer Einwanderung sprachbildlich zu fassen und identitäre Stabilität zu signalisieren.

Ankommen in dem eben erläuterten Sinne impliziert ein Weggehen und suggeriert als Angekommensein, dass die Migration als Passage und Übergang hinter einem liegt, also abgeschlossen ist. Gemeint ist hier weit mehr als ein bloß physisches Ankommen, sondern darüber hinaus schwingt mit, nach einer Migration am neuen Ort ›Fuß gefasst‹ zu haben und ›heimisch‹ geworden zu sein. Aus dem Blickwinkel der konventionellen Verwendung des Wortes ›Ankommen‹ betrachtet, sind Einwanderungen demnach *einmalige* Wanderungen, die mit dem (oftmals unfreiwilligen) Verlassen des Herkunftslandes beginnen und mit der Integration im Aufnahmeland ihren Abschluss finden. So fungiert ›Ankommen‹ als *die* Metapher schlechthin für linear verlaufende Migrationsprozesse, die mit dem politisch und populärkulturell geläufigen Integrationsparadigma verknüpft sind und unterstellen, dass Migranten ihre frühere Identität abzulegen und eine neue Identität anzunehmen haben. ›Angekommen‹ ist ein Migrant in der Logik dieser politisierten Metapher, wenn er sich dauerhaft in seiner neuen Identität eingerichtet hat.

Wie sich hier andeutet, kann über das ›Ankommen‹ von Immigranten nur angemessen gesprochen werden, wenn man den jeweiligen politischen Kontext im Auge behält. Seit die Integrationsthematik in den gesellschaftspolitischen Debatten wieder verstärkt diskutiert wird, werden zunehmend politische Appelle laut, die Menschen mit Migrationshintergrund mit Dringlichkeit dazu auffordern, in Deutschland ›anzukommen‹. Im nationalstaatlichen Deutungsrahmen ist ›Ankommen‹ dabei nicht ausschließlich gleichbedeutend mit nationalstaatlicher Integration. Den Ankommensappellen liegen auch normative Vorstellungen

zugrunde, wann und in welcher Form eine Migration beendet werden sollte. Wenngleich heutzutage nicht mehr so oft wie noch vor zehn Jahren davon die Rede ist, dass Einwanderer die »deutsche Leitkultur« zu respektieren hätten, so wird die vollzogene Integration – also das »geglückte Ankommen« von Immigranten – weiterhin an bestimmten soziokulturellen Merkmalen fest gemacht, beispielsweise über gute Kenntnisse der deutschen Sprache oder das Bekenntnis zu bestimmten kulturellen und politischen Werten.

Wichtig ist anzumerken, dass das Ankommen von Migranten im eben erläuterten *Erwartungshorizont* nationalstaatlicher Integration und die vielfältigen Bedeutungen des Ankommens im *Erfahrungsspektrum* der Migranten oft spannungsvoll zueinander stehen. Was das Erfahrungsspektrum der Migranten betrifft, kann nur eine biographische Perspektive, die die individuellen Verlaufsformen von Migration in den Blick nimmt, Aufschluss darüber geben, was »Ankommen« als Identitätsmetapher im konkreten Migrationsverlauf bedeutet. Wenn Immigranten davon sprechen, »angekommen« zu sein, kann dies symbolisieren, dass die Migration als eine Krise empfunden wurde, die überwunden werden konnte. Aus der Perspektive der Migranten kann das eigene Angekommensein aber auch im Erreichen eines bestimmten sozialen Status oder in der rechtlichen Gleichstellung, beruflichen Integration und/oder sozialen Anerkennung des Migranten begründet liegen. Doch so vielfältig die individuellen Bedeutungsebenen des Ankommens auch sind, in der erfahrungstragenden Rede vom »Ankommen« schwingt bei Immigranten immer eine emotionale Komponente mit.

Wer dagegen »noch nicht angekommen ist«, bringt einen beunruhigenden persönlichen Schwebezustand zum Ausdruck, der durch die Migration ausgelöst wurde und im Aufnahmeland auf unbestimmte Zeit andauert. Dabei kommt es vor, dass sich Migranten durch strukturelle Faktoren wie Diskriminierung oder eine restriktive Einwanderungsbürokratie daran gehindert sehen, in Deutschland »anzukommen«. Nicht nur die Migrationspolitik, sondern auch der jeweils zugewiesene Aufnahmezustand und die daran geknüpften kulturellen Werte und Bilder beeinflussen nämlich maßgeblich, ob sich Immigranten im Aufnahmeland angekommen fühlen. So erläuterte mir ein in den 1990ern als »Kontingentflüchtling« von Deutschland aufgenommener russischer Jude, dass er erst einige Jahre nach seiner Einwanderung und einem längeren rechtlichen Anerkennungskampf um die deutsche Staatsbürgerschaft »richtig in Deutschland angekommen« sei, denn erst mit dieser staatlichen Zuerkennung sei auch seine Geschichte als deutscher Jude anerkannt worden, der zunächst von den Nazis aus Oberschlesien vertrieben und später in die Sowjetunion verschleppt worden war (Becker 2001).

Der Bezugsrahmen des Ankommens eines Migranten muss allerdings nicht immer der nationalstaatliche Kontext sein, sondern kann auch im kleinräumigen Stadtquartier, in der Nachbarschaft oder der »ethnischen Gemeinschaft« liegen. Dies zeigt sich beispielsweise bei türkischstämmigen Jugendlichen in deutschen Großstädten, die ihre Identität heutzutage oft weder mit Bezug auf die Türkei, noch mit Blick auf Deutschland definieren, sondern eine emotionale Verbundenheit mit ihrem konkreten lebensweltlichen Umfeld empfinden und somit als bodenständige »Berliner« oder »Kölner« längst angekommen sind.

Dass bei Fragen des »Ankommens« Selbstwahrnehmung und Fremdzuschreibung unter-

MOBILITÄT

schiedlich, ja gegenläufig sein können, zeigt sich bei russlanddeutschen ›Spätaussiedlern‹. Im Rahmen einer ethnographischen Studie in einem südwestdeutschen Dorf kam ich beispielsweise mit einem Mann ins Gespräch, der vor etlichen Jahren aus einer Stadt in Kirgisien eingewandert war: »Ich bin ganz und gar angekommen, weil ich eine gute Arbeit gefunden habe, weil es meiner Familie hier gut geht, und weil ich mir meinen Lebenstraum von einem eigenen Haus erfüllen konnte«. In der alteingesessenen Bevölkerung des Dorfes würden er und seine Familie jedoch als »nicht integrierte Russen« gelten, weil sie sich den lokalen Vereinen nicht angeschlossen hätten. Hier wird deutlich, dass sich Einschätzungen, wie sich die Integration von Immigranten zu vollziehen hat, frappant unterscheiden können. In dem erwähnten Fall sprachen sich die alteingesessenen Dorfbewohner für eine traditionale Strategie der sozialen Integration aus, während für den stadterfahrenen Migrant schlicht die Lebenszufriedenheit am neuen Ort und vor allem die strukturelle Integration über seine Berufstätigkeit im Vordergrund stand.

In Zeiten globaler Mobilität gerät allerdings die Vorstellung unter Druck, dass ›Ankommen‹ immer etwas mit einem linearen Migrationsverlauf und dauerhafter Sesshaftigkeit im Aufnahmeland zu tun haben muss. In der neueren Ethnologie und Soziologie wird darauf hingewiesen, dass viele Migranten ortspolygam sind, sich durch einen permanent mobilen Lebensvollzug auszeichnen, der das regelmäßige Pendeln zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland einschließt. Solche Transmigranten halten ihre persönliche sozialräumliche Verortung in der Schwebe (Levitt und Glick Schiller 2004; Pries 2010). Da sich Wanderungsprozesse hier nicht in Form von linearen Bewegungen von A nach B vollziehen, scheint ›Ankommen‹ im Kontext dieser Pendelmigrationen keine schlüssige Metapher zu sein. Und doch gibt es Hinweise, dass die Idee des ›Ankommenseins‹ auch von Transmigranten in Deutschland mit Sinn gefüllt und mit eigenen Erfahrungen verbunden wird. So sagte mir kürzlich ein Berliner türkischer Herkunft: »Ich bin hier angekommen, obwohl ich ständig zwischen Berlin und Ankara hin- und herreise«. Auch wenn in dieser Aussage unbestimmt blieb, was mit dem Wörtchen »hier« gemeint ist, wird eine gefühlsmäßige Selbstverortung und identitäre Selbststabilität zum Ausdruck gebracht, die sich von der Pendelmigration nicht irritieren lässt. Vielleicht liegt ja gerade darin eine Kompetenz im Handlungsrepertoire neuer transmigrantischer Lebenswirklichkeiten: dass diese Migranten in verschiedenen sozialen und nationalen Kontexten nämlich immer wieder aufs Neue *ankommen können*, statt an einem Ort mit ihrer ganzen Existenz *ankommen zu müssen*? Oder sie liegt darin, dass solche Transmigranten danach streben, ihre identitäre Stabilität trotz aller Mobilitätsanstrengungen zu wahren – und somit im eigenen Selbst anzukommen, wo auch immer sich dieses Selbst gerade befinden mag.

LITERATUR

- Becker, Franziska, *Ankommen in Deutschland. Einwanderungspolitik als biographische Erfahrung im Migrationsprozeß russischer Juden*, Berlin 2001.

Levitt, Peggy und Glick-Schiller, Nina, »Conceptualizing Simultaneity: a Transnational Social Field Perspective on Society«, in: *International Migration Review* 38/3 (2004), S. 1002–1039.

Pries, Ludger, *Transnationalisierung: Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung*, Wiesbaden 2010.